



smd transparent

Neues aus der | schüler_smd, hochschul_smd und akademiker_smd

04_November 2003

Veränderungen als Chance

„Wie wird die Krise zur Möglichkeit, der Umbruch zum Aufbruch?“

„Nichts ist so beständig wie der Wandel“, sagt ein geflügeltes Wort: Veränderungen sind allgegenwärtig in unserer Welt. „Reformen“ verheißen politische Durchbrüche in Sachen Zukunftsfähigkeit. „Fortschritt“ treibt die Technik – und beschleunigt und komplexifiziert unsere Lebenswelt. „Flexibilität“ wird gefordert, also die Bereitschaft, Brüche in elementaren Lebensbezügen wie Arbeitsplatz oder Freundeskreis hinzunehmen. Und schließlich verändern wir uns selber, unsere Maßstäbe und Sichtweisen, nehmen sogar Unveränderbares mit der Zeit ganz anders wahr.

Aus dem Inhalt

Lebensperspektive
Reife? _5
Martin Grabe über
Persönlichkeitsentwicklung

„Hab keine Angst,
ich bin doch da!“ _8
Horst-Armin Eickel
über Psalm 121

Mit Gott _14
unterwegs
Freizeitsommer
2003

Leitertage _21
international:
Formacion in Polen

Bei aller Notwendigkeit von Veränderungen – manchmal scheint der ständige Fluss, in dem sich unser Leben und unsere Umwelt befinden, uns in einem gar zu wilden Strudel verschlingen zu wollen. Und auch Veränderungen, die unser Leben nicht komplett durcheinanderwirbeln, fordern Überwindung, rufen Krisen hervor, kosten Bewältigungsarbeit. Viele Wirtschaftsunternehmen etwa wissen das und stellen bei Umstrukturierungen ihren gebeutelten Mitarbeitern „Change Manager“ an die Seite – Entwicklungs-Helfer gewissermaßen, die kommunikativ, organisatorisch und sogar seelsorgerlich über Brüche in Tätigkeit und Arbeitsumfeld hinweg helfen.

Wovon hängt es ab, wie wir mit Veränderungen in unserem Leben klar kommen? Wie kann ein Umbruch sinnvoll, ja zum Aufbruch werden – jenseits einer bloßen Skala von erträglich bis unerträglich? Was macht einen Übergang in eine andere Lebensphase zu einem Schritt vorwärts?

Wer ein Fernziel vor Augen hat, für den relativieren sich akute Schicksalsschläge; wer um eine große Richtung weiß, sieht scheinbare Umwege gelassener. „Gebt mir einen festen Punkt, und ich hebe die Welt aus den Angeln!“, soll Archimedes gerufen haben. Das Prinzip lässt sich umkehren: Wer sich jenseits aller Irrungen und Wirrungen dieser Welt fest verankert, wer sich mit ewiger Gültigkeit gehalten weiß, dem kann in allerletzter Konsequenz selbst eine aus den Fugen geratende Welt nichts anhaben. Ein allzu theoretischer Gedanke? Ihn von der Bibel her ausführen und im Leben erden – das möchte diese transparent-Ausgabe. ■

Ulrich Pontes

Lebensperspektive Reife?

– Warum unsere Persönlichkeitsentwicklung so oft ins Stocken kommt – und auf welchem Weg es doch vorangehen kann

Martin Grabe



Mit der Reife ist es so eine Sache. Jetzt im Herbst kann man das ziemlich gut im Garten beobachten. Nicht alle Äpfel schaffen es. Es gibt Früchte, die vertrocknen am Baum, es gibt Früchte, die sind schon faul, bevor sie reif sind, und manche fallen noch grün herab – keiner weiß warum. Die weitaus meisten Äpfel erreichen glücklicherweise das Stadium der Reife. Aber auch das kann sehr verschieden aussehen: von klein und schrumpelig bis groß und knackig.

Bei den Menschen scheint es ähnlich zu sein. Nur ist die Erfolgsbilanz bei weitem nicht so gut wie bei ihren oben genannten Mitgeschöpfen. Eigentlich sollte man doch denken, dass zum Beispiel die Gruppe der 40- bis 60-jährigen eine ziemlich geballte Reife ausstrahlen könnte. Schließlich haben sie Jahrzehnte an Lebenserfahrung in sich aufnehmen können und leiden noch nicht an wesentlichen Abbauprozessen. In der Realität ist es aber nicht so – leider, aber offensichtlich. Wie viele Menschen dieser Alterklasse sind verbittert, zynisch, selbstbezogen, voller Selbstmitleid. Andere wieder – die „Erfolgreichen“ – hetzen meist einem

Glück hinterher, das sie irgendwo in der Zukunft vermuten, und das ihnen im Jetzt keine Zeit zum Leben lässt. Ihr Tag ist mit rastloser Aktivität angefüllt. Und selbst, wenn diese Aktivität darin bestünde, kluge Vorträge über christliche Themen zu halten: Der beeindruckte Zuhörer bekommt Zweifel, ob da wirklich etwas Reifes gelebt wurde, wenn es schließlich zum Burnout oder Herzinfarkt führt.

Allzu viel abzugucken an Lebenskunst gibt es da nicht für die Jüngeren. Das habe ich früher schon immer gedacht, und ich fürchte, es hat sich nicht geändert, seitdem ich selbst in diese Altersgruppe eingetreten bin.

– Reife = Genießbarkeit

Ich sollte jetzt aber noch etwas genauer definieren, was ich denn eigentlich unter menschlicher Reife verstehe. Ich möchte es analog zur obigen Metapher tun: Genießbarkeit. Derjenige Mensch verfügt über Reife, der anderen und sich selbst gut tut. Der seine Ressourcen einschätzen kann, seine Gaben kennt, der auch seine Grenzen kennt. Der unterscheiden kann, was ihm wertvoll ist und was nicht. Nur dadurch kann er seine Möglichkeiten maßvoll und an den richtigen Stellen einsetzen, so dass sie gute Ergebnisse für ihn und andere bringen.

Sehr viele Menschen würden zustimmen, in dieser Weise gerne reif sein oder reif werden zu wollen. Die Frage ist, wie das geschehen kann. Was macht einen Menschen reif? Was bringt eine Lebensentwicklung in diese Richtung? Was sind die Katalysatoren der Reife?

Eines klappt leider so gut wie gar nicht: diesen Prozess selbst in die Hand zu nehmen. Eigentlich erstaunlich, wo wir doch so viel selber hinbekommen. Fast jedes Fach ist erlernbar, jedenfalls wenn man es wirklich will, jeden Punkt der Erde kann man bereisen und genau das Buch lesen, das man lesen will – obwohl es Millionen zur Auswahl gibt.

– Immer dieselben Fallen

Aber es gibt auch vieles, das nicht mehr so steuerbar ist. Das fängt bei sehr banalen Dingen an: Manche Menschen schaffen es ihr Leben lang nicht, zuverlässig pünktlich zu sein oder Termine einzuhalten. Oder Ordnung zu halten. Warum kann man sich dazu nicht einfach entschließen? Und ich will gar nicht von den vielen Christen anfangen, die zutiefst davon überzeugt sind, dass ihnen eine morgendliche Gebetszeit eigentlich gut tun würde, die es aber im Großen und Ganzen ihr Leben lang noch nie gepackt haben. Und so weiter: Ehepartner tappen immer wieder in dieselben Beziehungsfallen (man könnte auch ein Tonband vom letzten Streit ablaufen lassen). Mitarbeiter reagieren gegenüber einem bestimmten Typ von Chef immer wieder selbstunsicher und verkaufen sich schlecht. Schüler provozieren Lehrer und wissen selbst nicht, warum.

Es läuft nicht alles so glatt im Leben, wie es vom Verstand her sein könnte und wie wir es gerne hätten. Schon gar nicht im Alltag. Rational erklärbar ist vieles davon nicht unbedingt. Jeder Mensch läuft mit einer Menge unbewusster Strebungen, Gebote und Verbote herum, die sein Handeln beeinflussen und ihm manchmal auch in die Quere kommen. Insbesondere, wenn sich ein Konfliktmuster im Umfeld eines Menschen häufig wiederholt, ist anzunehmen, dass es dafür mehr innere als äußere Gründe gibt.



Die Psychotherapie beschäftigt sich viel mit solchen inneren Mustern. Meist werden sie in der frühen Kindheit einmal als Konfliktlösung in ein Menschenleben aufgenommen; später engen sie ein und kneifen wie ein sieben Nummern zu kleiner Anzug. Aber nur wenn sie zu starkem Leiden führen, werden die Menschen dazu bereit, sich diese unbewussten Muster gemeinsam mit einem Therapeuten anzuschauen – und sie schließlich überflüssig werden zu lassen.

„Drei Triebkräfte als Sinngeber

Neben diesen unbewussten (neurotischen) Einengungen, die in jedem Menschenleben mindestens eine kleine Rolle spielen, ist unser Wertesystem wesentlich dafür verantwortlich, wie unser Leben verläuft. Natürlich gibt es auch Wechselbeziehungen zwischen beiden Bereichen. Mit Werten ist hier allerdings nicht unser Hochglanz-Leitbild gemeint. Auch nicht, was uns vielleicht alles zu unseren persönlichen christlichen Werten einfallen würde, sondern das, was uns wirklich treibt. In der Welt sind das normalerweise drei klassische Motoren: Geld, Ehre und Lust. Diese Werte werden normalerweise so weit als Sinngeber empfunden, dass man sie nicht zu hinterfragen braucht.

Geld bringt Menschen wie selbstverständlich dazu, ihre Freunde, die Schule ihrer Kinder und andere positive Lebensumstände zu verlassen: Der höher dotierte Job macht den Umzug halt erforderlich. Auch abends immer später nach Hause zu kommen und kaum noch Zeit für ein Privatleben zu haben, ergibt sich im höheren Management wie von selbst. Mit allen Folgen.

Die **Ehre** spielt auf ganz verschiedenen Feldern eine Rolle. Wissenschaftler machen nächtelang unbezahlte Überstunden, um in einer bekannten Fachzeitschrift veröffentlichen zu können. Ohne jedes Honorar, versteht sich. Ein Jugendlicher macht sich in der Peer-Group wichtig und eine Hausfrau lässt jede Woche die frisch geputzten Fenster blinken. Die Zeit ist jedenfalls bei allen ausgefüllt.

Mit **Lust** ist alles gemeint, was Spaß macht: Urlaub, Sexualität, Nervenkitzel und Faulenzen. Dieser Bereich hat insofern eine Sonderrolle, als er eigentlich immer als Motiv im Hintergrund steht. Die meisten, die Geld und Ehre erreichen wollen, und im Alltag auch als ausreichende Begründung für ihr Handeln ansehen, würden bei einigem Nachdenken sagen, dass beides nicht

Selbstzweck sein soll. Es geht eigentlich immer darum, irgendwann ein Maximum dessen zu erreichen, was Spaß macht: ein möglichst repräsentatives Eigenheim; Reisen an interessante Ziele; gutes Essen, so oft man mag; schicke Klamotten, ein tolles Auto, neue Möbel und nicht zuletzt einen Traumpartner.

„Stagnation im Alltagstrott?

So lange das Leben in dieser Richtung erfolgreich verläuft, sind fast alle Menschen mit diesen Sinngebern zufrieden. Wer Erfolge hat, Karriere macht, bewundert wird, denkt nicht darüber nach, warum er so viel arbeitet. Das gilt auch im christlichen Bereich. Aber auch ein alltäglicher Trott wird selbstverständlich und gibt keinen Anlass zum Nachdenken. Kaum jemand hat von sich aus das Bedürfnis nach Transzendenz. In ihrer Entwicklung bleiben die Betroffenen da, wo sie schon immer waren. Ideen über das Leben, Vorurteile, Denkweisen verfestigen sich im Lauf der Zeit immer mehr, auch wenn allerhand Einzelheiten dazugelernt werden. Mit Reife hat das alles nichts zu tun.

Der einzige wirkliche Reifungsanreiz sind Krisen.

Wenn das, was bisher als selbstverständlicher Besitzstand angesehen wurde, auf einmal weg ist. Wenn etwa ein Manager, der bisher nur gearbeitet hat, seinen Job verliert, und auf einmal merkt, dass er mit 50 Jahren auch keinen neuen mehr bekommen wird. Wenn eine Mutter ihre erwachsenen Kinder ziehen lassen muss, wenn ein Partner sich trennt, oder wenn eine schlimme Diagnose mitgeteilt wird. Das gilt auch schon im Kleinen. Wenn man im Studium eine Klausur ver-

siebt, einen ärgerlichen Misserfolg bei der Arbeit hat oder einen unerwarteten Streit mit der Partnerin – oder auch nur ein kleines peinliches Erlebnis, bei dem man merkt: Jetzt ist ein Stück Lack ab in den Augen meiner Bewunderer.

Dort, wo Menschen feststellen, dass ihnen selbstverständlich geglaubter Besitzstand wegbricht, stellt sich mit einem Mal auf eine tiefere Weise die Frage nach dem Sinn ihres Tuns. Oft müssen regelrechte Trauerphasen durchlaufen werden: Es ist nicht leicht, etwas herzugeben, mit dem wir uns identifiziert haben. Es ist auch nicht leicht, zuzugeben, dass ein Lebenskonzept in seiner Einseitigkeit falsch war.

Und doch merken wir: An dieser oder jener Stelle werden wir nie wieder das haben, was wir einmal hatten, so gesund sein, wie wir einmal waren, unseren tollen Ruf halten können oder was es auch sein mag. Wir müssen loslassen. Und hier entscheidet sich, ob Reifung passieren darf oder nicht. Manche Menschen können nicht wirklich loslassen. Sie hadern mit ihrem Schicksal, verbittern mit der Zeit. Humor ist bei ihnen nicht mehr Selbstdistanzierung, sondern wird zum Zynismus. Auch die Erwartungshaltung für die Zukunft wird von Pessimismus geprägt. Was sie noch haben, versuchen sie krampfhaft für sich festzuhalten.

„Gewinn ziehen aus Verlusten

Es gibt aber auch Menschen, denen es gelingt, ihre Verluste anzuerkennen. Sie merken, dass sie ein Stück sicher gemeinten Besitzstand im Bereich Ehre, Besitz oder Lust nicht mehr halten können. Dass sie bisher überschätzt haben, was ihnen zur Verfügung steht. Und sie sind bereit, ihr Selbstbild zu ändern. Solche Menschen werden barmherziger mit sich und damit auch mit anderen. Die Brüchigkeit des Seins wird eine Tatsache, mit der sie leben, und ist keine Schande mehr.

Menschen, die Krisen in dieser Weise verarbeitet haben, beginnen das, was noch da ist, viel stärker wertzuschätzen. Ich habe das in vielen Gesprächen mit Krebspatienten erlebt. Da finden mächtige innere Kämpfe statt. Aber der Trauerprozess erreicht in vielen Fällen das Stadium der Annahme. Die Patienten sagen dann, dass ihr Leben letztlich durch die Krankheit tiefer und reicher geworden

ist, dass sie nicht mehr in die vorhergehende „Gesundheit“ zurückmöchten, die ihnen im Rückblick hektisch und hohl vorkommt.

Reife ist ein Zustand der Barmherzigkeit mit sich und anderen. Reife heißt, eigene Grenzen zu akzeptieren und die vorhandenen Möglichkeiten gut und sinnvoll einzusetzen. Das wird erreicht durch Loslassen vordergründiger Motive. Angestrebte Dinge, Posten und Erfolge, die uns zu unablässiger Aktivität getrieben haben, werden relativ. Nicht unbedingt unwichtig – aber auch nicht mehr lebensdeformierend wichtig. Reife ist nicht erreichbar ohne spirituellen Hintergrund. Das gilt auch für Nichtchristen. Wir brauchen ein größeres Ganzes, an dem wir unsere Tagesaktivität relativieren können.

„Überraschende (Wieder-)Entdeckung

Christen machen in Krisen oft eine überraschende Erfahrung: Es ist gerade der Kern des Glaubens, der noch da ist, wenn viel vom Lebenskonzept in Scherben liegt. Auf einmal erinnern sie sich, wie gut es ihnen irgendwann einmal im Leben getan hat, mit all ihrer Not und all ihrem Versagen zum Vater im Himmel zu gehen, der sie in seine Arme genommen hat. Und sie wundern sich, wie lange sie dort nicht mehr waren, und alles alleine schaffen wollten.

Das Evangelium kann auf einmal wieder zu einer wirklich frohen Botschaft werden. Wir sind – ganz egal ob erfolgreich, schon immer Versager oder frisch gescheitert – trotz allem und auf jeden Fall auf der Gewinnerseite. Christus ist für uns gestorben und wir sind damit für Gott heilig, gerecht und gut. Durch und durch okay. Nichts ist heilsamer, als sich dieser geistlichen Wahrheit einmal auszusetzen und sie ins Herz zu lassen.

Loslassen und dann merken: Das macht meine Hände frei und öffnet mir die Augen für das, was hinter dieser vordergründigen, fesselnden Welt schon immer stand – ich bin überzeugt, dass nur auf diesem Wege Reife zu haben ist. Von daher möchte ich auch die Frage des Titels beantworten: Lebensperspektive Reife? Nein, nicht als Regel oder als kontinuierliche Entwicklung. Das wäre eher Einbildung. Aber wir können uns immer wieder ein Stück Reife erobern – oder zurückerobert –, wo wir den Blick aufheben aus aller Alltagshektik und bemerken, dass Er uns anschaut, liebt und okay findet. Und um zu den Äpfeln zurückzukehren: Da bekommen vertrocknete Stellen endlich wieder Saft, und selbst wo sie schon faul waren, können sie heil werden. ■

Dr. med. Martin Grabe, Jahrgang 1959, ist Psychiater und Psychotherapeut und arbeitet als Chefarzt in der Psychotherapeutischen Abteilung der Klinik Hohe Mark. Er ist verheiratet, hat vier Kinder und lebt in Kronberg im Taunus. Als Student war er lange im Leitungsteam der SMD-Gruppe Hannover.

Wer zum obigen Thema weiterlesen möchte, findet vieles in seinen Büchern:

*„Lebenskunst Vergebung“ (Paperback, Francke, 2002)
 „Die Alltagsfalle“ und „Trauer & Depression“ (beide aus der Reihe 30-Minuten-Ratgeber, Francke, 2003).*



„Hab keine Angst, ich bin doch da!“

„Woher kommt Hilfe? Psalm 121, ein Pilger-Gebet, gelesen im Hinblick auf Umbruchssituationen in unserem Leben

„Ein Lied für Festbesucher, die nach Jerusalem hinaufziehen.“ Damit beginnt der 121. Psalm. Ein Psalm für Pilger, die den gefährlichen Weg nach Jerusalem und zurück wagten – ein Psalm für Menschen, die sich angesichts einer diffusen Bedrohung fragten: „Woher kann ich Hilfe erwarten?“

Ich heute habe andere Probleme als die Festbesucher damals. Aber die Frage „Woher kann ich Hilfe erwarten?“ ist vertraut. Auch ich muss immer wieder aufbrechen, Neuland betreten und ungewohnte Wege gehen. Und in kritischen, vielleicht gefürchteten Situationen ist es gut, bewährte Worte der Ermutigung zu kennen, Worte, die ich mir leihen und die ich nachsprechen kann, wenn ich selbst sprachlos bin. „Hab keine Angst, ich bin doch da!“ – dieses Versprechen gibt mir Gott in Psalm 121. In der Übersetzung der „Hoffnung für alle“ lautet er:

**Ich schaue hinauf zu den Bergen – woher kann ich Hilfe erwarten?
Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat!**

**Der Herr wird nicht zulassen, dass du fällst;
er, dein Beschützer, schläft nicht.**

Ja, der Beschützer Israels schläft und schlummert nicht.

**Der Herr gibt auf dich acht; er steht dir zur Seite
und bietet dir Schutz vor drohenden Gefahren.**

**Tagsüber wird dich die Sonnenglut nicht verbrennen,
und in der Nacht wird der Mond dir nicht schaden.**

**Der Herr schützt dich vor allem Unheil,
er bewahrt dein Leben.**

**Er gibt auf dich acht, wenn du aus dem Hause gehst
und wenn du wieder heimkehrst.**

Jetzt und für immer steht er dir bei!

„Woher kann ich Hilfe erwarten?“ Gerade vor einem Neuaufbruch wird die Frage akut. Das Neue lässt sich schlecht einschätzen. Veränderungen und Neuorientierungen mit allen Unwägbarkeiten können sich wie drohende Berge vor mir aufbauen. Oder, mit einem anderen Bild: Ich komme mir vor, als würde eine Weiche gestellt, die den Zug meines Lebens auf ein anderes Gleis lenkt. Das mag neue Chancen bringen. Aber auch Gefahren: Eine falsch gestellte Weiche bedeutet immer eine potenzielle Katastrophe.

„Unwägbarkeiten in Umbruchssituationen

Eine Veränderung voller Unwägbarkeiten und Gefahren ist der Übergang von der Schule zur Universität. Bekomme ich meinen Studienplatz? Und wo? Wer hilft mir, mich im Unibetrieb durchzufinden? Komme ich mit der neuen Freiheit zurecht? Kriege ich eine Zeiteinteilung hin, die mich vor fruchtlosem Gammeln bewahrt? Halte ich es aus, einmal allein abends auf meiner Bude zu hocken? Und: Begreife ich als Christ, dass Gott für mich in der begrenzten Zeit meines Studiums einen besonderen Auftrag unter den Mitstudierenden hat, den ich später so nie mehr wahrnehmen kann?

Schwieriger noch ist vielleicht der Übergang von der Uni in den Beruf. Finde ich eine Stelle? Und wenn nicht? Dann: Was kommt in der Firma, Schule, Klinik, Verwaltung, Behörde auf mich zu? Natürlich bin ich froh, endlich etwas tun zu können. Aber wie bewältige ich den Schock, wenn mir plötzlich der Unterschied zwischen Theorie und Praxis bewusst wird, oder wenn ich

keine Schonfrist bekomme und gleich alles können soll? Werden die neuen, aber altgedienten Kolleginnen und Kollegen mich akzeptieren? Nicht umsonst ist schließlich seit 20 Jahren „Mobbing“ ein Dauerbrennerthema. Manchmal kommen sogar Fluchtgedanken: Ist ein anderer Beruf nicht geeigneter für mich? Und überhaupt: Wie komme ich am neuen Ort zurecht? Finde ich eine Gemeinschaft von Christen, wo ich das einbringen kann, was mir in der SMD-Zeit wichtig wurde? Etwa dass ich gelernt habe, verbindlich zu sein, Verantwortung zu übernehmen, zuzuhören, Gespräche zu führen, einen Hauskreis zu leiten und meinen Alltag vom Glauben her zu leben? Und was ist mit Freundschaft und Ehe? Kann ich eine Ehe gestalten, eine Familie aufbauen, Kinder begleiten? Oder lebe ich allein, noch angewiesener auf Begleitung, Zuwendung, Wärme „von außen“? Woher kann ich Hilfe erwarten?

Noch einmal spitzt sich diese Frage zu, wenn ich aus der Berufstätigkeit in den Ruhestand gehe. „Loslassen“ wird plötzlich zu einem wichtigen Wort. Ich musste als Pfarrer meine Gemeinde loslassen, als Vater meine erwachsenen Kinder. Gerade der dritte Lebensabschnitt fordert das



Loslassen in besonderer Weise ab – auch wenn es ja eine lebenslange Lektion ist, sich in der Bindung an Jesus selbst loszulassen.

„Meine Hilfe kommt vom Herrn“: So verlieren die sich auftürmenden Berge ihren Schrecken. Ich kenne den, der mich hält – auch im Alterwerden,



auch in Einsamkeit und Krankheit – und der mir vergibt, ganze Berge von Schuld aus dem Weg räumt.

„Neuer Mut – und neue Bedrohung

Die ersten Beter unseres Psalms, die Pilger damals, haben ein eindrucksvolles Tempelfest mit feierlichen Gottesdiensten erlebt, haben Gottes Nähe erfahren, neuen Mut gefasst und sich Gott neu anvertraut. Jetzt kommt die Bewährungsprobe: der gefährliche Rückweg. Die Pilger könnten liegen bleiben oder unter die Räuber fallen, wie es Jesus im Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählt (Luk 10, 30). Zweierlei trifft also aufeinander: die empfangene Freude einer neuen Gottesbegegnung und die Angst vor dem gefährlichen Weg.

Noch stehen die Festbesucher im Tor, bereit zum Aufbruch, und warten auf den Reisesegen der Priester: „Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“ Wobei das Wort „meine“ ausdrücklich betont ist. Gott selbst, der Schöpfer des Kosmos, „der Himmel und Erde gemacht hat“, hat die Verantwortung für meinen Weg übernommen, auch wenn er durch die Glut der Sonnenhitze oder die Kälte einer gespenstigen Mondnacht führt.

Sonne und Mond – für uns zählen sie wohl kaum als reale Bedrohung (auch wenn wir einiges über

Ozonloch und Hautkrebs wissen). Im Umkreis Israels wurden Sonne und Mond jedoch als Gottheiten verehrt, und dem fahlen Mondlicht wurden unheilvolle Wirkungen zugeschrieben. Für Israel wiederum sind Sonne und Mond entzaubert, relativiert, sie sind, wie die Schöpfungsgeschichte sagt, nur Lampen und Zeitmesser. Denn wer will mich bedrohen, wenn der Schöpfer des Kosmos selbst mich auf meinen Wegen begleitet?

„Schatten als Gottesgleichnis

Eberhard Jüngel schreibt: „Nicht die gewaltige Macht der Sonne wird zum Gleichnis für Gott, sondern der die glühende Gewalt der Sonnenhitze erträglich machende, der die brutale Macht des Lichtes lindernde Schatten.“ Das heißt aber nicht, dass mich Gott „beschattet“ im Sinne von kontrollieren, beaufsichtigen. Sondern Gott ist um mein „Schalom“ besorgt. Er will mir in Jesus Christus begegnen, um mir seine unvorstellbare Liebe zu vermitteln, und er will mir Schutz und Schatten gönnen: Er „steht dir zur Seite und bietet dir Schutz vor drohenden Gefahren“, heißt es im Psalm.

Ich kann es nicht begreifen, ich kann es nur erfahren und staunend die Worte nachsprechen: „Der Beschützer Israels schläft und schlummert nicht.“ Schon die Sprache macht es deutlich: Fünfmal wird Gott genannt, jedes Mal ist von ihm als dem Bewahrenden die Rede. Ähnlich wie im 23. Psalm, der von Gott als dem guten Hirten spricht. Gott verhält sich anders als ein Mensch, anders etwa als Kain, der sich mit der frechen Frage verweigert: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ (1. Mose 4, 9). Gott ist nicht auf Schlaf angewiesen wie wir, sondern hellwach, ganz da, wenn es um mich, um seine Gemeinde und um die Welt geht. „Hab keine Angst, ich bin doch da!“

„Verheißung von großer Reichweite

Zwar galten die Worte zuerst den Festpilgern für den Heimweg. Aber Gottes Versprechen haben es so an sich, dass sie damit nicht erschöpft sind, dass sie über die konkrete historische Situation hinaus reichen - bis zu mir. Denn Jesus ist das Ja auf alle Gottesverheißungen (2. Kor 1, 20): Wer bei ihm steht, darf auch die alte Verheißung als für sich gültig annehmen. Mit dieser Zusage kann ich voller Vertrauen die neuen Wege wagen, und erschienen sie mir noch so unsicher und verworren.

Ob in der Schule, im Seminar, beim Vorstellungsgespräch oder im Arbeitsamt, bei der Wohnungsbesichtigung, im Büro oder im Krankenhaus: „Der Herr schützt dich vor allem Unheil, er bewahrt dein Leben. Er gibt auf dich acht, wenn du aus dem Hause gehst und wenn du wieder heimkehrst. Jetzt und immer steht er dir bei!“

Eine Zusicherung, die sich übrigens nicht nur in Psalm 121 findet. Jesus selbst verspricht: „Ihr dürft sicher sein: Ich bin immer und überall bei euch, bis an das Ende dieser Welt.“ (Mt 28, 20) Hab keine Angst, ich bin doch da! ■

Horst-Armin Eickel, Essen, Pfarrer in Pension, 1975–82 Leiter der Akademiker-SMD, 1963/64 Reisesekretär der Hochschul-SMD

Jeder Schritt ein Freudensprung

_Veränderungen erlebt (1): Loslegen



Frühstück auf dem Balkon. War spät gestern. Der Kaffee riecht wunderbar, die Sonne scheint uns ins Gesicht. Heike kommt gerade aus endlos erscheinenden Sommerferien nach dem Abi. Ich habe ein Freiwilliges Soziales Jahr hinter mir und das Gefühl, die Zeit steht still. Es gibt nichts, das auf meinem Schreibtisch wartet, ich bin einfach jetzt hier, kann nachdenken über das was war, was ist und was sein wird. Alles ist neu und spannend.

Auch wenn Heike und ich uns erst kurz kennen, sind wir uns einig: Wir sind unendlich dankbar für Gottes Führung, und wir leben aus dem Vertrauen auf ihn. Wäre das anders, hätten wir sicher Angst vor dem Neuen: vor dem unpersönlichen Campus, den Klausuren oder vor der simplen Frage, wie ich die nächste Monatsmiete finanzieren soll ...

Heike grinst. „Während des Abis hab' ich ganz fett Jeremia 29, 11 auf meine Schreibtischunterlage geschrieben: ‚Mein Plan für euch steht fest: Ich will euer Glück und nicht euer Unglück. Ich habe im Sinn, euch eine Zukunft zu schenken wie ihr sie erhofft. Ich der Herr sage es.‘“ Dreizehn Jahre Schule glichen irgendwann dem Film „Und täglich grüßt das Murmeltier“, meint sie: „Es war schön,

aber das Verlangen nach einer neuen Herausforderung wurde immer größer. Ich wollte endlich das machen, was mich dem Ziel näher bringt, Gott mit meinem ganzen Leben zu dienen.“

Ich lehne mich zurück. „Ich bin froh, erst jetzt zu studieren. Das letzte Jahr hat mich wirklich verändert. Das ‚Warum‘ ich lebe, hat sich konkretisiert, und damit auch das ‚Wie‘. Gott wusste, was ich gebraucht habe ... Ich weiß jetzt, dass ich nie tiefer fallen kann als in Gottes Hände. So wird jeder Schritt ein Freudensprung, weil uns etwas Wundervolles erwartet. Bin gespannt, was er mit uns vor hat.“ Heike: „Da bin ich flexibel.“ Ich nicke. „Eben. Ich glaube, wer mal angefangen hat, Gott nachzujagen, kann eh nie wieder aufhören. Und egal in welcher Lebenssituation – wir müssen nur die Augen öffnen, um Gottes Wirken wahrzunehmen und seinem Plan zu folgen!“

Die Erde ist voller Himmel, / Und jeder gewöhnliche Busch steht mit Gott in Flammen, / Aber nur wer sieht, zieht die Schuhe aus – / Die anderen sitzen herum und pflücken Blaubeeren. ■

Johanna Lüth, Pädagogik-Studentin in Marburg, vorher FSJ in der Schüler-SMD

Durchblick – hinterher

_Veränderungen erlebt (2): Einsteigen

Umzugskartons, halbgefüllte Regale, eine provisorische Stehlampe. Meine neue Wohnung trägt noch überall die Spuren des nicht abgeschlossenen Einzugs. Umzug ist Umbruch. Nicht nur lokal – meist ist er Ausdruck eines tiefer gehenden Einschnitts.

Bei mir sind es das Ende des Referendariats und die Konzentration auf meine Mitarbeiterstelle an der Uni, die mich „bewegt“ haben. Oft mag bei solchen Veränderungen die Rede von Ein-„Schnitt“ oder Um-„Bruch“ gerechtfertigt sein; bei meinem Ortswechsel trifft der mildere Begriff des Über-„Gangs“ die Sache präziser: Er ist ein Schritt auf einem Weg, der vorher begonnen hat und sich fortsetzen wird, freilich ein symbolträchtiger. Schon seit über einem Jahr kenne ich meine neue alte Wirkungsstätte, zu der ich bisher einige Tage in der Woche gependelt bin; die Kollegen sind mir wohlgesonnen. Anstelle der meist abrupten Umstellung von selbstbestimmtem Studium zu fremdbestimmtem Zuarbeiten erlebe ich eine gesunde Mischung aus Freiheit und Vorgaben – und dass das Lernen auch jetzt noch weitergeht, ist für mich mit Händen zu greifen.

Viel Grund zur Dankbarkeit also aus heutiger Perspektive. Aber das war nicht immer so: Bevor sich die Tür, durch die ich nun gehen durfte, geöffnet hat, war ich geplagt von vielen Fragen über die ungewisse Zukunft und meinen weiteren Weg. Das äußerte sich auch in Zweifeln und Anklagen gegenüber Gott – er blieb mir verborgen, erschloss sich mir nicht mehr. Wie fragil der Glaube doch manchmal ist! Mir nahe stehende Menschen waren es, die für mich gehofft, geglaubt und gebetet haben – bis der Blick zu ihm wieder durchdringen konnte. Während ich zu Studienbeginn, bei der Wahl des Faches wie des Ortes,



den Eindruck hatte, auf meine Entscheidung zurückgeworfen zu sein, vermag ich jetzt, am Ende, deutliche Spuren von Führung zu erkennen. Und doch gibt es noch unbekannte Variablen: Eine Gemeinde und Freunde vor Ort wollen erst noch gefunden werden – ich bin gespannt. Aber zunächst heißt es: Kisten auspacken! ■

Martin Herzog, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Öffentliches Recht, Erlangen

Schatzkästchen für das neue Leben

_Veränderungen erlebt (3): Umsteigen

Viele sagen, die Geburt des ersten Kindes bringe die einschneidendsten Veränderungen im Leben mit sich. Das kann sein. Bei uns kam noch hinzu, dass wir zwei Wochen nach Jasmins Geburt den Wohnort gewechselt haben, verbunden mit der neuen Arbeitsstelle meines Mannes und mit einer gemeindlichen Neuorientierung. Noch etwas lädiert von der Geburt saß ich anfangs wochenlang am Fenster einer noch ungemütlichen Wohnung, schuckelte das Baby und freute mich auf den Frühling ...

Nein, das Arbeitsleben vermisse ich nicht. (Das klingt wohl nicht sehr zeitgemäß.) Ich habe mit Freude gearbeitet – und die Erfahrungen, Beziehungen und Herausforderungen aus vielen Jahren, die mich geprägt haben und durch die ich gewachsen bin, darf ich ja wie in einem Schatzkästchen in meine neue Lebenswelt mitnehmen.

Jetzt genieße ich erst mal die Vorteile des Erziehungsurlaubs: den Tag gemütlich angehen lassen, stundenlang spazieren gehen, mit den Nachbarn über den Gartenzaun hinweg quatschen ... Und natürlich genieße ich unsere inzwischen zehn Monate alte Tochter: ihr Lachen und Strampeln, wie sie mir die Ärmchen entgegenstreckt, wenn ich an ihr Bett komme, ihren unermüdlichen Forscherdrang. Aber ich bekomme

auch hin und wieder einen kleinen Koller. Nach Jahren der Mobilität und Unabhängigkeit fühle ich mich angebunden (zumal ich mir mit meinem Mann das Auto teile) und finde es latent schwierig, mich immer verfügbar halten zu müssen.

In dieser Umstellung hilft mir die seelische und geistliche Unterstützung durch eine „Viererschaft“ mit drei Freundinnen. Geholfen hat mir auch, dass viele Leute uns nach unserem Umzug besucht und so Abwechslung in den zunächst recht gleichförmigen Alltag gebracht haben. Insgesamt, denke ich, sind wir noch mitten in der Umstellung. Es ist spannend, aber eben manchmal auch mühsam, wenn die Karten völlig neu gemischt werden. Das Hausfrauen- und Mutterdasein ist für mich eine neue Lebenswelt – mit andersartigem sozialem Geflecht, mit neuen Chancen und Möglichkeiten. Da gibt es noch viel zu entdecken. ■

Irina Blackert, Amöneburg, vor Jasmins Geburt Arbeitsvermittlerin in Aachen



erleben

Rückblick in Dankbarkeit

_Veränderungen erlebt (4): Abgeben

Als Kind, so berichtete man mir, mochte ich Veränderungen nicht und wollte meine Geburtsstadt Döbeln niemals verlassen. Sprunghaft wurde ich auch später nicht – aber nach einer persönlichen Begegnung mit Jesus Christus als 18-jähriger Kriegsgefangener in Frankreich bekam mein Leben eine überraschende Dynamik.



Ich empfand neue Aufgaben als Herausforderung, fühlte mich geführt, irrte zwar auch gründlich, konnte aber die liebende Leitung Gottes erkennen. Abitur in der sowjetischen Besatzungszone, Medizinstudium in West-Berlin, chirurgische Facharzt-ausbildung, Postgraduierten-Studium der Tropenmedizin in London,

Bibelschulsemester in Wiedenest, Ausreise mit Familie nach Tansania, dort zwölf Jahre Missionsarzt, Oberarzt in Siegen, Allgemeinpraxis im ländlichen Sauerland, Praxisabgabe mit 65 – und wieder ein neues Arbeitsfeld als ehrenamtlicher Sekretär der ACM (Arbeitsgemeinschaft christlicher Mediziner in der SMD). Ich war glücklich darin.

Jetzt, zehn Jahre später, bat ich um Nachfolger für diese Tätigkeit – für eine weitere Veränderung und neue Ziele? Etwa ein „weiter so“, wie bisher immer? Vielleicht etwas später als andere spüre ich, dass es so nicht weitergehen kann. Statt neuer Aufgaben kommen Begrenzungen in den Blick. Nicht alles selbst machen, sondern auswählen und abgeben. Trotzdem wach bleiben – auch gelegentlich noch zupacken. Aber nicht kaputtgehen an den vielen, geliebten Aufgaben, die nun im Alter zur Last anwachsen und den Schlaf rauben. Vielmehr heißt es dankbar zu sein für die Geschenke und auch Engpässe eines langen aktiven Lebens, für die Gnade, auch jetzt noch leuchten zu können, wie es Erich Fried in dem Gedicht „Kleines Beispiel“ ausdrückt, um nicht inaktiv zu zerfallen ohne noch geleuchtet zu haben, wie eine Batterie in einer ungenutzten Lampe. Es ist aber auch Gnade, noch Zeit zu haben, um vor Gott sein Leben zu prüfen und stille zu werden für einen Blick durch einen geöffneten Spalt in die Ewigkeit Gottes. ■

Dr. med. Dankmar-R. Stein, Kierspe